

# Energieapéro 7.6.2012

Nach 5000 Jahren Patriarchat und 200 Jahren Kapitalismus haben wir heute einige Schwierigkeiten.

Es häufen sich pfadabhängige Verirrungen, die in Sackgassen führen. Es wurden so viele Weichen falsch gestellt, dass wir gar nicht mehr wissen, wohin der Zug eigentlich fährt. Unsere letzte Chance ist die Notbremse.

Sehr verwirrend waren für mich als Laien die jüngsten Diskussionen um die Energiepolitik. Noch vor einem Jahr beschlossen die vier Frauen im Bundesrat den Ausstieg aus der Atomenergie, und alle waren glücklich darüber. Viele Menschen waren bereit für einen neuen Lebensstil, der ohne Atomstrom auskommen würde. Fantasien über das postfossile und postnukleare Zeitalter begannen zu spriessen. Ein Jahr später tritt Frau Leuthard vor die Medien und sagt (mit langem Gesicht), dass sie nun Gaskraftwerke brauche, wenn man nicht jeden Hügel mit Windkraftwerken zupflastern wolle. Es entstehe irgendwann eine Stromlücke. (Mir kommt es vor, als habe ich mein ganzes Leben in einer Stromlücke verbracht.) Nachdem wir uns schon auf all die Elektromobile und -velos gefreut hatten, sind wir wieder bei der alten CO<sub>2</sub>-Problematik gelandet. Und plötzlich bemerken wir wieder den Elefanten, der da die ganze Zeit schon im Zimmer stand: dass nämlich Elektrizität nur ca. einen Viertel des Endverbrauchs ausmacht, und die restlichen drei Viertel aus fossilen oder anderen CO<sub>2</sub>-ausstossenden Quellen (Holz, Biomasse usw.) stammen. Wenn wir also die Klimaziele – möglichst noch, solange es ein Klima gibt – erreichen wollen, dann müssten wir über das amoralische Äquivalent von einigen Dutzend zu ersetzenden Atomkraftwerken reden. Um das zu schaffen, gibt es nicht einmal genug Hügel für Frau Leuthards Windmühlen, bzw. ihren Kampf dagegen.

Aber es gibt ja noch die Nordsee oder Desertec, oder eben die iBox, den schuhchachtelgrossen kalten Fusionsreaktor von Apple und Axp0, den man im Badezimmer installieren kann, und der lumpige 100 Megawatt liefert...

Als ich zum letzten Mal nachschaute, stellte die SATW fest, dass bis 2035 höchstens 16 % des Verkehrsenergiebedarfs erneuerbar gedeckt werden könnte, sofern dieser Bedarf noch um einen Drittel abnimmt.

Neustart Schweiz hat vor zwei Monaten verärgerte Reaktionen und einiges Kopfschütteln ausgelöst, als wir mit dem Vorschlag provozierten, wir könnten ja statt der allseits anerkannten und scheinbar problemlos erreichbaren 2000 Watt-Gesellschaft auch gleich die 1000 Watt-Gesellschaft ansteuern. Das Missverständnis war programmiert: ja was denn? Wollen diese Verrückten, dass wir noch extremer verzichten müssen, als wir es mit der 2000 Watt-Gesellschaft sowieso schon müssen? (Inzwischen hat sich diese in Zürich auch schon wieder als 4000 Watt-Gesellschaft herausgestellt, wenn man die graue Importenergie dazu nimmt. Müssen wir nun also die 1000-Watt-Gesellschaft anstreben, um die 2000-Watt-Gesellschaft zu erreichen?)

Doch das so genannte Verzichten interessierte uns gar nicht. Wenn die Leute verzichten wollen, verzichten sie halt, wenn sie konsumieren wollen, konsumieren sie halt. Was haben

wir damit zu schaffen? Wir wollten nur schüchtern darauf hinweisen, dass es ziemlich schwierig werden könnte, nur schon diese 2000 Watt aus erneuerbaren Quellen zu **produzieren**. Und dass darum 1000 Watt realistischer wären, und weniger Hügel mit Windkraftwerken zugepflastert werden müssten. Wir hatten ein Problem nicht mit der Verzichtsbereitschaft der Bevölkerung, sondern mit der Energieproduktion.

„Die 1000-Watt-Gesellschaft, die der Verein Neustart Schweiz propagiert, weckt Befürchtungen, dass solche Ziele nur mit diktatorischen Mitteln zu verwirklichen wären. Aber letztlich geben diese Visionen nur eine Richtung vor, die durch Sachzwänge ohnehin vorgegeben ist.“ Das fand Gabi Hildesheimer in der NZZ vom 22. Mai schliesslich doch noch heraus. Es ist schön, wenn man den Sachzwang auf seiner Seite hat. Da kann man dann sagen: diese Nacht hatte ich einen tollen Sachzwang.

Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich deutlich, dass alles denkbar ist - sogar die iBox – nur eben nicht ein neuer Lebensstil. Der ist aus Beton.

Rückkehr in die Steinzeit! Diktatur! Pol Pot! Kein Halbeli Rotwein am Abend mehr! Ganz interessant, was für Projektionen da hochkamen, und wer die Schuldigen waren, wir natürlich. Die Angst, aus dem „stahlharten Gehäuse des Konsumismus“ (wie Tim Jackson es nennt) befreit zu werden, ist immens. Die Angst weniger arbeiten und shoppen zu müssen, nicht mehr ferienhalber auf die Malediven deportiert zu werden, nicht mehr mit der Auswahl von 100 Joghurtsorten und 40 Zahnbürstentypen gefoltert zu werden, nicht mehr im Stau oder in der vollgestopften S-Bahn stehen zu müssen, nicht mehr unverständliche IKEA-Montageanleitungen entziffern zu müssen, nicht mehr den Modediktaten gehorchen zu müssen, kurz gemächlicher, genussvoller und kooperativer leben zu müssen, ist riesig. Glück macht eben Angst. Aber nein: man wirft uns vor, dass wir den Leuten ihren Burnout nicht gönnen. Möglichst noch in einer neuen grösseren Wohnung, die dank Minergie ja unbedenklich ist. Man braucht Platz um seinen Burnout ungestört geniessen zu können.

Es muss weitergehen wie bisher, nur eben effizienter, optimierter.

Ähnliche Verirrungen stellen wir auch in der aktuellen Schuldenkrise fest. Der Pfad von Individualisierung, Privatisierung und Finanzialisierung erweist sich immer klarer als Sackgasse. Aber es gibt bekanntlich keine Alternative, weder in Griechenland noch bei uns.

Wir gleichen jemandem auf einer Sandbank im reissenden Fluss, der nach immer mehr Sand ruft, statt mit dem Material, das noch nicht weggeschwemmt wurde, eine Brücke zum Ufer zu bauen.

Auf der Sandbank träumen wir von einem nachhaltigen Wachstum. Die gibt es aber nicht, wir müssen uns zwischen den beiden Begriffen entscheiden.

Wir machen es uns schwer mit einem obsoleten Betriebssystem, statt ein neues zu installieren und dann einen Neustart zu versuchen.

Natürlich ist das nicht so leicht wie auf dem Laptop – was kommt wohl nach dem Mountain Lion? Ein alternatives System? Die Computer-Metapher versagt hier – es wird wahrscheinlich mehrere unabhängige Systeme oder Kreisläufe brauchen.

Versuchen müssen wir es. Aber wie?

Als erstes müssten wir unseren ökonomistisch verdrehten Blick neu einstellen. Statt als Homo oeconomicus mit der geschliffenen Machete in der Hand im Marktdschungel unseren Lebensunterhalt zu erobern und dabei den Dschungel und uns selbst kaputt zu machen, sollten wir davon ausgehen, dass von allem genug da ist, und dass es darum geht, es den Bedürfnissen entsprechend unter uns zu verteilen.

Das ist ein sehr altes Verfahren, und die Menschen wenden es spontan an, wenn man sie nicht daran hindert. Ich rede hier von den Commons oder dem Commoning, auf deutsch: Allmende, einem sozialen Metabolismus, der auf der Herstellung, Bewahrung und Nutzung von Gemeingütern beruht. Wenn man es genau anschaut, gehört dazu fast alles. Allein schaffen wir praktisch nichts.

Doch die Commons sind nicht einfach ein Selbstbedienungsladen. Sie brauchen Strukturen, Institutionen. Die Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom hat sieben Regeln für solche Institutionen der Commons aufgestellt. Ich zitiere sie gerne:

- „1) Klar definierte Grenzen und einen wirksamen Ausschluss von externen Nichtberechtigten.<sup>1</sup>
- 2) Regeln bezüglich der Aneignung und der Bereitstellung der Allmenderessourcen müssen den lokalen Bedingungen angepasst sein.
- 3) Die Nutzer können an Vereinbarungen zur Änderung der Regeln teilnehmen, so dass eine bessere Anpassung an sich ändernde Bedingungen ermöglicht wird.
- 4) Überwachung der Einhaltung der Regeln.
- 5) Abgestufte Sanktionsmöglichkeiten bei Regelverstößen.
- 6) Mechanismen zur Konfliktlösung.
- 7) Die Selbstbestimmung der Gemeinde wird durch übergeordnete Regierungsstellen anerkannt.“<sup>2</sup>

Solche Institutionen sind nicht utopisch, es gibt es heute schon, in Form der Genossenschaften. Ich zitiere aus den Statuten einer solchen Genossenschaft, die mindestens zwei Leuten hier im Saal bekannt ist:

„Die Genossenschaft bezweckt in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung ihren Mitgliedern preisgünstigen Raum für Wohnen, Arbeiten und öffentliche Nutzungen zu verschaffen und zu erhalten. Die Genossenschaft schafft nachhaltige Strukturen, welche

---

<sup>1</sup> Das bezieht sich natürlich nur auf die jeweils definierten Kreise der Commons.

<sup>2</sup> Statt „Regierungsstellen“ können wir sinngemäß einsetzen: „nächstgrößerer Kreis der Commons“. Worum es hier geht ist die notwendige Rückbindung von Gemeinschaften, damit sie nicht in einer isolierten Lebenswelt gefangen bleiben und Kollektivegoismen entwickeln.

selbstverwaltete, sichere, ökologische und gemeinschaftliche Wohn-, Arbeits- und Lebensformen ermöglichen.“

Hier geht es um das Gemeingut Wohnen, es könnte leicht auch auf Ernährung, Kleidung, Möbel, Unterhaltungselektronik, ausgeweitet werden.

Institutionen der Commons müssen der natürlichen Umgebung, den produktiven Ressourcen und der Tragfähigkeit von Territorien angepasst sein. Wir können sie als immer weitere Kreise von geringerer Intensität verstehen, von der lokalen bis zur globalen Reichweite. Nachbarschaften sind eingebettet in öffentliche Dienstleistungen von Gemeinden, diese wiederum in solche von Regionen. Territoriale, kontinentale und globale Institutionen der Commons – für Industrie, Mineralien, Wissen – werden heute heftig diskutiert und sind letztlich unausweichlich. Der fossile Elefant und diverse versteinerte Dinosauriere stehen uns aber noch im Weg.

Ein wichtiges Prinzip bei der Konstitution dieser Institutionen ist die Nähe, die auch viel mit möglicher Selbstverwaltung und Selbstverantwortung zu tun hat. Serge Latouche nennt das Relokalisierung. Ein grosser Teil unseres heutigen Energieverbrauchs beruht auf Distanzierungen. Wenn man Massen über Distanzen verschiebt, verbraucht man eben Energie, das haben wir in der Sekundarschule schon gelernt. Wir haben Arbeiten und Wohnen, Erholung, Einkaufen usw. immer weiter distanziert. Wir haben uns aber auch von unseren Mitmenschen distanziert. Vor 40 Jahren war der Wohnflächenbedarf noch bei ca. 30 m<sup>2</sup>, heute tendiert er gegen 50 (mindestens bei Schweizern, bei Türken und Tamilen ist er nur 21 m<sup>2</sup>). Wenn man diese Fläche als Quadrat rechnet und dann die Wurzel davon halbiert, dann hat sich die durchschnittliche Distanz zwischen uns von 3 auf 3,5 m vergrössert, wir sind also alle einen Meter von einander weggerückt. Das scheint wenig, wenn man das aber auf sieben Millionen Menschen umrechnet, so hat man ein rasch expandierendes Universum vor sich. Das geheizt werden muss.

Wenn Distanzen durch kombinierte, nahe Nutzungen verringert werden, dann sinkt der Energiebedarf. Ein einfaches Beispiel: wenn Sie allein unter einer 100-Watt-Lampe sitzen, verbrauchen Sie 100 Watt, wenn Sie zu zweit darunter sitzen, nur noch 50 Watt. (Wenn man die Lampe ganz ausknipst, sind es noch Null Watt, allein oder zu zweit spielt keine Rolle. Letzteres soll aber mehr Spass machen, habe ich gehört.)

Informationstechnologien hätten in diesem Rahmen ein grosses Potential. Heute tragen sie kaum etwas zur Verringerung der Umweltbelastung bei, weil die Ausweitung der Anwendungen immer wieder die Effizienzeffekte auffrisst. Running gag: papierloses Büro.

Wohnen macht 24,4 % unserer Umweltbelastung aus, die Ernährung 28 %, die private Mobilität 12,2 %. Das ist 2/3 unserer Umweltbelastung – es lohnt sich, da anzusetzen.

Unser altes Betriebssystem basiert darauf, dass das Kapital wachsen muss, aber nur wachsen kann, wenn es sich über einen Umweg durch den Konsum verwertet. Der Konsum geht letztlich durch unsere Haushalte, weil dort auch unsere Einkommen anfallen. Der Konsum in den Haushalten ist der Jungbrunnen des Kapitals, das sich so erhält und erneuert.

Als erste viel versprechende Institution der Commons sehe ich daher die Nachbarschaften, wo sich ja die Haushalte befinden. Um diese vermutete Institution sinnlicher vorstellbar zu machen, skizziere ich sie hier kurz aus persönlicher Perspektive:

Die Nachbarschaft, wie wir sie vorschlagen hat nicht bloss mit Freizeitaktivitäten zu tun, sondern sie ist ein logistischer Terminal, ein hauswirtschaftliches Modul, ein Ressourcenpool für lokale Produktion, eine relokalisierte Bündelung verstreuter Lebensfunktionen, kurz: was man heute ein Aparthotel nennen würde.

Dazu muss sie relativ gross sein – um die 500 BewohnerInnen, 200 Wohnungen. Wichtig ist ihre Verknüpfung mit einer landwirtschaftlichen Fläche von ca. 80 ha im Umkreis von 20 bis 50 Kilometern. Dafür braucht es ein Lebensmitteldepot und eine grosse Küche. Die Frage stellt sich: warum müssen wir uns jetzt auch noch auf dieser Ebene selbst mit Nahrungsmitteln versorgen? Das hat mit der besonderen Eigenschaft der Landwirtschaft zu tun, die eigentlich kein Wirtschaftszweig ist – und als solcher auch schlecht funktioniert, sondern eher mit der Kindererziehung verglichen werden kann. Die Herstellung von Lebensmitteln gehört zur Care-Economy. Diese Sorge für Boden, Pflanzen und Tiere kann nur in erster Person wahrgenommen werden, sie kann nicht ganz delegiert werden. Zudem ist die vertragslandwirtschaftliche Anbindung von Bauernbetrieben an urbane Nachbarschaften logistisch ideal. Es geht um ein Umsatzvolumen von (heute) 1,5 Millionen Franken, um ein Transportvolumen von knapp einer Tonne pro Tag. Aber das ersetzt eine Logistikkette, die heute über Verteilzentren, energieintensive Supermärkte, den Weg zu diesen usw. reicht.

Diese neue Nachbarschafts-Institution bietet etwa den Komfort eines Viersternhotels. Ein grosses Zimmer, geheizt, Dusche, Balkon, gediegene Ausstattung. (Man kann diese Zimmer auch zu kleinen Wohnungen zusammenschliessen – falls man dem eigentlich abwegigen Konzept Wohnung noch etwas abgewinnen kann. Marie Glaser vom Wohnforum ETH hat mir gestern erzählt, dass die Traumwohnung der meisten Studenten nur noch aus kleinen Schlafkojen, aber grossen Räumen für gemeinsame Nutzungen besteht. Es geht nicht mehr das Wohnen, sondern um Unterkunft und kreative Möglichkeiten.) Unsere Modellnachbarschaft hat vielleicht sogar einen internen Swimming-Pool, wie die Sargfabrik in Wien, diverse Lounges, Bibliotheken, einen Gourmet-Shop mit Take-Away, einen Computerraum, eine Schneiderei, eine Wäscherei, Coiffeur, Billard, Fumoir und Humidor, einen reichhaltigen Kostümverleih für Alltag und Feste – gleicht also einem Hôtel Particulier des Ancien Régime in Paris – Place des Vosges passt gut als Bild. Uns schwebt die neue ökologisch-klassische Periode vor. Das ganze Potential dieses Modells zeigt sich, wenn man sich vorstellt, dass es ja nun alle 200 Meter ein solches Mikrozentrum gibt, und ein Austausch unter ihnen frei möglich ist.

Es gibt hier jeden Tages frisches Gemüse, 40 Tomatensorten, Eier von glücklichen Hühnern und noch glücklicheren Bauern, frisches Brot, genug Zeit für neue Rezepte, neue Soufflés, neue Pasteten, neue Würste. Wie eine junge Köchin im Blick jüngst sagte: die perfekte Karotte ersetzt den langweiligen Kaviar. Alles zusammen vielleicht 1000 m<sup>2</sup>, im Erdgeschoss, örtlich zusammenhängend. Aus Suffizienz wird ein neuer Luxus. Wenn man's richtig macht.

Um etwas illustrativer zu werden, haben wir versucht eine Modellnachbarschaft zu skizzieren, die als ein Biotop eines nicht-konsumistischen Lebensstils funktionieren könnte. Für Details

verweise ich auf diese erste Broschüre. Wie auch Tim Jackson in seinem Buch betont, ist der Konsum heute kaum mehr wesentlich eine Form der Bedürfnisbefriedigung. Er muss andere Funktionen übernehmen, wie zum Beispiel Status zu markieren oder Dazugehörigkeit auszudrücken. Statt unsere Persönlichkeit direkt gegenüber wirklichen Menschen darzustellen, bietet der Konsum Ersatzmöglichkeiten: Ich bin nun plötzlich ein iPhone-Typ, eine Prada-Frau, ein BMW- oder halt Dacia-Fahrer. Als Dacia-Fahrer bin ich praktisch ein zweiter Che Guervara. Dieses Bedürfnis: Dazugehören, ist für ein menschliches Leben unverzichtbar. Wir können von drei Faktoren ausgehen, die ein Leben lebenswert machen: bei sich selbst (sich akzeptieren, sich sicher fühlen) sein, bei der Sache sein (eine Interesse haben, etwas können) und bei den Leuten sein. Das Bei-den-Leuten-sein braucht aber einen garantierten Ort. Dieser Ort muss nahe, unkompliziert und einfach gegeben sein, aber doch nicht allzu intim, so dass er nicht das Bei-sich-selbst-sein erstickt. Unser Angebot wäre: eine reichhaltige, multifunktionale Nachbarschaft, eine Bühne für den täglichen Auftritt, eine Lebenswerkstätte, wo man bei sich, bei der Sache und bei den Leuten zugleich sein kann. So kann der hedonistische Ausstieg (wie es Tim Jackson nennt) aus dem Konsumismus gelingen: statt einer eindimensionalen Konsumsucht schaffen wir eine Genusskultur, die zugleich kontemplative, kreative und konviviale Dimensionen enthält. Für ältere Menschen kann dieser hedonistische Ausstieg aus dem Konsum kleine, für jüngere eher grosse Partys bedeuten – wie wir sie gerade in Bern gesehen haben. Konflikte sind auch da nicht ausgeschlossen. Eigentlich ist das die alte Formel von Epikur: ein Garten, viele Bücher und gute Freunde. Dieser neue soziale Luxus kann mit lokaler Kooperation erreicht werden. Und er ist global verallgemeinerbar – ganz gemäss Kants Maxime. Er könnte einen Ausweg darstellen. Wir hätten dann einen Faceroom – mit Sofa - statt nur ein Facebook.

Die alles entscheidende Frage ist natürlich: würden Sie da einziehen?  
Vielleicht würden sie auch gerne da ausziehen, weil die Nachbarschaft nebenan oder eine in Berlin Ihnen eher passt.

Nur so zum Spass haben wir eine Ökobilanz dieses Traumgebildes erstellen lassen, ein Ökobilanzspezialist kam auf 1008 Watt.

Nun habe ich noch eine weitere Frage:

Wer unter Ihnen hat dieses Jahr schon eine Schiffsfahrt von 12'000 Kilometern unternommen? Schade, dass Sie heute leben. Eine solche Schiffsfahrt könnte einen Bestandteil unseres 1008-Pakets bilden – und das jedes Jahr!

Verschrotten wir Autos und Flugzeuge und beginnen wir Schiffe zu bauen! Damit endlich Bewegung in die Welt kommt. Willkommen an Bord.

Neben der Nachbarschafts-Vermutung haben wir auch begonnen uns zu Quartierzentren in Velodistanz, zu Regionen und zu den raumplanerischen Konsequenzen der neuen Commons-Ökonomie Gedanken zu machen. Neben der Subsistenz in den Nachbarschaften nehmen die Commons in den Quartieren und Regionen die Form öffentlicher Dienstleistungen an. Die Vorstellung, dass Nachbarschaften, oder nur schon die Schweiz, autark sein müssten oder könnten, ist ganz abwegig. Fairer Austausch zwischen Institutionen der neuen Commons ist möglich und notwendig.

Realistischerweise geht es heute wohl darum Programme des neuen Betriebssystems noch unter den Bedingungen des alten zu installieren. Diese Parallelgesellschaft ist heute schon in den verschiedensten Formen im Entstehen begriffen. Kompromisse und Umwege sind nötig.

Da sich immer mehr Leute sich von der Nachbarschafts-Vermutung angesprochen fühlen, hat sich vor eineinhalb Jahren ein Verein Neustart Schweiz formiert, der sich nun in verschiedenen lokalen Situation nützlich zu machen versucht, auch hier in Basel. Neustart Schweiz ist eine unabhängige Bürgerinitiative, die gerade erst daran ist ihren Platz im Gewimmel ähnlicher NGOs zu finden. Wir sehen uns durchaus auch als Teil der internationalen Diskussion um Commons, Décroissance, Climate Justice, Transition Towns usw. Es ist daher nur logisch, dass sich in jüngster Zeit einige Aktivisten von occupy unserem Verein angeschlossen haben. Letzte Woche war Neustart Vorarlberg bei uns in Zürich auf Besuch. Übernächste Woche reist ein Vorstandsmitglied nach Görlitz in Sachsen. Wir haben nicht genug Aktive um alle Einladungen anzunehmen.

Danke für Ihr freundliches Zuhören.

P.M. 7.6.2012